

BRG14
LINZERSTRASSE



VBS
Vienna Bilingual Schooling

VORLESEWETTBEWERB

Booklet

2.Klasse

① „Tödliches Spiel in Hongkong“ -

Robin STEVENS

I

Unser Plan stand fest – jetzt lag es an mir, das Nötige in Bewegung zu setzen. Beim Frühstück nahm ich allen Mut zusammen und wandte mich an meinen Vater.

»Wie bitte, Hazel?« Er schaute von seinem *Daau jeung* auf und schob sich die Brille auf recht einschüchternde Art die Nase hoch.

»Ich wollte dich um etwas bitten.« So sehr ich mich bemühte, schaffte ich es nicht, ein nervöses Schlucken zu unterdrücken.

»Was?«, fragte mein Vater kurz angebunden. »Heute ist viel zu tun, Hazel. Es ist nur noch ein Tag ...«

Bis zur Lösegeldübergabe, musste er gar nicht erst aussprechen.

»Ich ... ich habe überlegt, ob du mit mir und Daisy zum *yum cha* gehen würdest«, sagte ich und spürte regelrecht, wie ich rot wurde. Ich hatte Angst, ich könnte mich falsch anhören, und noch größere Angst, es könnte so klingen, als würde ich mich freuen.

»Ich will mit!«, rief May. Rose zwickte sie.

»Nein, Hazel«, mischte meine Mutter sich ein. »Du solltest das Haus nicht verlassen.«

Ich erschrak. War das ein verschlüsselter Hinweis darauf, dass sie uns dabei beobachtet hatte, als wir nach Hause kamen?

»Hazel, ich habe keine Zeit für so etwas«, sagte mein Vater. »Geh mit Ping, wenn es sein muss.«

Ich öffnete den Mund, um einzuwilligen, um mich dafür zu entschuldigen, nicht nachgedacht zu haben. Aber was herauskam, war: »Ich wurde nicht entführt.«

»Wage darüber keine Scherze«, sagte mein Vater so leise, dass es kaum mehr als ein Flüstern war.

»Ich meine ...« Ich stolperte über meine eigenen Worte. »Teddy ist weg, aber ich bin noch hier, genau wie Rose und May. Du hast vier Kinder, nicht nur eins.«

Ich rechnete damit, dass mein Vater mich ohrfeigen würde. Schon hob er die Hände – und bedeckte damit sein Gesicht. Daisy, die neben mir saß, riss ungläubig die Augen auf. Meine Mutter hockte da wie zur Salzsäule erstarrt.

»Geh mit ihnen hin, Vincent«, bat Jie Jie plötzlich. »Es wird nichts passieren. Ich bin ja hier – und Maxwell wird hier sein. Hazel hat recht.«

»Sie sollten gehen, Sir«, pflichtete Maxwell auf seine formelle Art von seinem Platz am Rand des Zimmers aus bei, wo er Stellung bezogen hatte.

Mein Vater nahm seine Brille ab und polierte die Gläser.

»Elf Uhr«, sagte er, ohne mich anzusehen. »Maxwell, sagen Sie Wo, er soll den Wagen vorfahren.«

May jubelte.

Als ich vom Tisch aufstand und in den Flur lief, folgte mir meine Mutter, legte ihre weiche Hand mit den lackierten Nägeln auf meinen Arm und zog mich von Daisy fort. Nervös drehte ich mich zu ihr um. Dabei fiel mir auf, dass sie den glänzenden goldenen Ring wieder trug. Ich atmete auf. Sie *hatte* am Tag zuvor schlicht und ergreifend entschieden, ihn einmal nicht zu tragen. Daisy hatte sich getäuscht und die Unschuld meiner Mutter war umso deutlicher bewiesen.

(2) „Molly Moon und der Verwandlungszauber“ - Georgina BYNG

1. Kapitel

Es war ein Nachmittag im Winter. Briersville Park glänzte im tiefenden Regen. Der prasselte nur so auf den Weg zum Gemüsegarten und klatschte auf die grün bemooste Fläche, so dass jeder Tropfen in Hunderte kleinere Tropfen zerstob, die wieder vom Boden abprallten. Unter dem vorgereckten Fuß eines steinernen Amors in der Mitte eines Teichs versteckten sich zwei Frösche, und die Goldfische waren Schutz suchend bis tief auf den schlammigen Grund abgetaucht.

Das Wasser rann über AJ2s dunkles Gesicht. Seine bequeme Hose und Jacke, beide aus wasserdichtem schwarzem Stoff, waren von oben bis unten vom Schlamm beschmiert, weil er gerade eine Viertelstunde lang über die drei Lama-weiden bis zu dem großen Haus gerobbt war. Jetzt schob er sich die Sturmhaube hinter die Ohren, so dass er besser hören konnte. Von jenseits einer dicken Mauer drangen Kinderstimmen, Kreischen und Schreie herüber.

In der Backsteinmauer hing eine schwere Tür, aber die wollte er nicht benutzen. Stattdessen blickte er sich rasch um, um sicherzugehen, dass er nicht beobachtet wurde, dann legte er die Hände auf die blattlosen Äste eines alten Apfelbaums, der an einem Spalier an der Mauer emporwuchs. Leichtfüßig wie ein gut trainierter Soldat kletterte er daran ganz nach oben.

Da war sie. Hundertprozentig sicher. Das außerirdische Mädchen, das Molly Moon genannt wurde, spielte am Rand eines Schwimmbeckens mit zwei Jungen, die AJ2 auf das

gleiche Alter schätzte wie das Moon-Mädchen – etwa elf Jahre. Den schwarzen Jungen erkannte AJ2 wieder, weil er gemeinsam mit Molly Moon in einem Werbespot aufgetreten war. Neben ihm saß ein anderer Junge, der aussah, als wäre er der Zwillingbruder des außerirdischen Mädchens. Er hatte die gleichen hellbraunen Locken und die gleiche Kartoffelnase und dieselben stechenden, aber eng stehenden grünen Augen. War dieser Junge auch ein Außerirdischer?

AJ2 zuckte. Dann schrak er zusammen.

Urplötzlich tauchte aus dem Wasser ein großer grauer Gegenstand auf, den er für ein versunkenes Schlauchboot gehalten hatte. Es war ein Elefant, und er prustete literweise Wasser auf die Kinder, so dass sie womöglich noch nasser wurden als vorher und dass der kleine Mops, der bei ihnen war, laut aufbellte. Die Kinder lachten und schrien auf den Elefanten ein, bis er wieder ins Tiefe zurückkippte, um noch eine Runde zu schwimmen.

AJ2 schüttelte verblüfft den Kopf, dann fiel ihm wieder ein, was er vorhatte. Schnell öffnete er den Reißverschluss an der Vordertasche seiner Jacke und zog ein kleines geladenes Gewehr heraus, das er oben auf der Mauer auflegte. Er spähte durch das Visier. Jetzt sah er Molly Moons Kopf und Schultern. Ihre nassen Haare fielen auf eine Seite und ließen ein breites Stück ihres Nackens frei. AJ2 knirschte mit den Zähnen. Wenn Molly Moon doch nur aufhören würde, so herumzuppeln, und wenn doch nur dieser Doppelgängerjunge zur Seite ginge. AJ2 wartete geduldig, bis Molly Moons Nacken wieder im roten Zielkreis des Visiers zu sehen war. Jetzt wartete er auf den Elefanten. Er wollte das Tier als Ablenkung benutzen und genau in dem Moment schießen, in dem der Elefant die Kinder vollspritzte.

Jetzt kam der Elefant aus dem Wasser und ließ seine Ladung ab. Genau da drückte AJ2 auf den Abzug. Sein Pfeil traf zuerst; das Wasser erreichte Molly Moon den Bruchteil einer Sekunde später. Alle kreischten, und in der allgemeinen Aufregung ging Molly Moons kurzer Aufschrei unter. Sie griff sich mit der Hand an den Nacken.

»Aua, Amrit!«, protestierte sie. »In diesem Wasser war ein Stein!«

»Bingo!«, flüsterte AJ2. Lautlos ließ er sich von der Gartenmauer herabgleiten und rannte zu den Lamaweiden. Rasch lief er weiter und hielt sich möglichst hinter den tierförmig geschnittenen Büschen, bis er den hinteren Wald erreichte, hinter dem sein schwarzes Auto parkte. Er ließ sich auf den Fahrersitz gleiten, zog seine Sturmhaube und die Jacke aus und griff nach dem braunen Paket auf dem Beifahrersitz.

Nachdem er sich die Hände trocken gewischt hatte, packte er das rote Gerät aus, das aussah wie ein kleines Radio, und zog die Antenne aus. Er drückte auf den Einschaltknopf und hielt das Gerät in Richtung Briersville Park, auf den Garten dort und das Schwimmbad. Die Maschine piepste beruhigend.

»Hab ich dich, du außerirdisches Moon-Mädchen.« AJ2 schmatzte befriedigt mit den Lippen. Er zog sein Handy heraus und tippte eine SMS an AJ1, seinen Chef.

»Auftrag erledigt.«

1

Miss Foster!«, schnitt sich Mr Sweeneys näselnde Stimme durch Sophies dröhnende Musik, als er sich das Kabel ihrer Ohrhörer schnappte und sie ihr aus den Ohren zog. »Halten Sie sich für zu schlau, um diesen Ausführungen zu folgen?«

Sophie zwang sich, die Augen zu öffnen. Sie versuchte, nicht zusammenzuzucken, obwohl das Neonlicht schier unerträglich grell von den leuchtend blauen Wänden des Museums reflektiert wurde und ihre hämmernden Kopfschmerzen, die sie ohnehin nur mit Mühe verbergen konnte, noch schlimmer machte.

»Nein, Mr Sweeney«, murmelte sie und schrumpfte förmlich unter den stechenden Blicken ihrer Klassenkameraden zusammen.

Sie strich sich das schulterlange blonde Haar ins Gesicht und wünschte sich, sie könnte sich dahinter verstecken. Das hier war genau die Art von Aufmerksamkeit, die sie nach Möglichkeit zu vermeiden versuchte. Der Grund, warum sie triste Farben trug und sich stets im Hintergrund hielt, verdeckt durch ihre Mitschüler, die alle mindestens einen Kopf größer waren als sie. Es war die einzige Möglichkeit, als Zwölfjährige in der zwölften Klasse einer Highschool zu überleben.

»Möchten Sie uns dann vielleicht erklären, warum Sie lieber Ihrem iPod lauschen, statt aufzupassen?« Mr Sweeney hielt

ihre Ohrstöpsel hoch, als wären sie ein wichtiges Beweisstück bei einem Verbrechen. Andererseits waren sie das für ihn vermutlich auch. Er hatte Sophies komplette Klasse ins Naturkundemuseum im Balboa Park geschleppt, wahrscheinlich in der Annahme, seine Schüler würden angesichts des ganztägigen Ausflugs in Begeisterungstürme ausbrechen. Leider schien er aber nicht zu kapieren, dass sich niemand für die Ausstellungen interessierte, solange die gigantischen Dinosauriermodelle nicht zum Leben erwachten und anfangen, die Besucher zu fressen.

Sophie zupfte sich eine lose Wimper ab – eine nervöse Angewohnheit – und starrte auf ihre Füße. Es war fraglos vollkommen unmöglich, Mr Sweeney begreiflich zu machen, warum sie die Musik brauchte, um den Lärm zu übertönen. Er konnte den Lärm ja noch nicht mal *hören*.

Das Stimmengewirr von Dutzenden Touristen hallte von den von Fossilien gesäumten Wänden wider und schwappte durch den höhlenartigen Raum. Aber das eigentliche Problem waren ihre *geistigen* Stimmen.

Vereinzelte, unzusammenhängende Gedankenfetzen, die direkt in Sophies Hirn gesendet wurden, so als befände sie sich in einem Raum mit Hunderten von Fernsehern, aus denen lauter verschiedene Sendungen gleichzeitig plärrten. Sie bohrten sich förmlich in ihr Bewusstsein und hinterließen ihr als Andenken dröhnende Kopfschmerzen.

(3) „Keeper of the lost city“ -
Shannon MESSENGER

PROLOG

Verschwommene, bruchstückhafte Erinnerungen flimmerten durch Sophies Geist, aber sie konnte sie nicht zu einem richtigen Bild zusammensetzen. Sie versuchte, die Augen zu öffnen, fand jedoch nichts als Dunkelheit. Irgendetwas Raues drückte gegen ihre Hand- und Fußgelenke und machte es ihr unmöglich, sich zu bewegen.

Eine Woge der Kälte rauschte durch sie hindurch, als die grauenvolle Erkenntnis ihr schließlich dämmerte.

Sie war eine Gefangene.

Ein Tuch über ihrem Mund erstickte ihren Hilfeschrei, das süßliche Aroma eines Beruhigungsmittels drang beißend in ihre Nase, wenn sie einatmete. In ihrem Kopf drehte sich alles.

Würden sie sie umbringen?

Würde Black Swan wirklich seine eigene Schöpfung zerstören? Was hatte Projekt Mondlerche dann für einen Sinn? Was hatte Everblaze für einen Sinn?

Die Droge lullte sie in traumloses Vergessen, aber sie wehrte sich dagegen – klammerte sich an die einzige Erinnerung, die wie ein winziger Punkt aus Licht durch den dichten, tintenschweren Nebel leuchtete: ein Paar wunderschöner aquamarinblauer Augen.

Fitz' Augen. Ihr erster Freund in ihrem neuen Leben. Ihr erster Freund überhaupt.

Wenn sie ihn an jenem Tag im Museum nicht bemerkt hätte, wäre das alles vielleicht gar nicht passiert.

Nein. Sophie wusste, dass es schon damals längst zu spät gewesen war. Die weißen Feuer hatten bereits gelodert. Sie waren in Richtung ihrer Heimatstadt gekrochen und hatten den Himmel mit klebrig süßem Rauch verhüllt.

Der Funke vor dem Flammenmeer.

④ "Harry Potter und die Kammer des Schreckens"
J.K. ROWLING

EIN GRÄSSLICHER
GEBURTSTAG

Im Ligusterweg Nummer 4 war mal wieder bereits beim Frühstück Streit ausgebrochen. Ein lautes Kreischen aus dem Zimmer seines Neffen Harry hatte Mr Vernon Dursley in aller Herrgottsfrühe aus dem Schlaf gerissen.

„Schon das dritte Mal diese Woche!“, polterte er über den Tisch hinweg. „Wenn du diese Eule nicht in den Griff kriegst, liegt sie raus!“

Harry versuchte, übrigens nicht zum ersten Mal, die Sache zu erklären.

„Sie ärgert sich“, sagte er. „Sonst fliegt sie doch immer draußen rum. Könnte ich sie nicht wenigstens nachts rauslassen?“

„Hilfst du mich für blöde!“, raunzte ihn Onkel Vernon an, und ein Stück Spiegelei baumelte von seinem buschigen Schanzbart herunter. „Ich weiß doch, was passiert, wenn diese Eule rauskommt.“

Er wechselte finstere Blicke mit seiner Gattin Petunia.

Harry wollte widersprechen, doch seine Worte gingen in einem lang gezogenen, lauten Rülpsen unter. Urheber dessen war Dudley, der Sohn der Dursleys.

„Mehr Schinken!“

„In der Pfanne ist noch welches Schätzchen“, sagte Tante Marge und warf sich mit verschleierten Augen ihrer verhassten Sohn zu. „Wir müssen dich pöppeln, solange wir können.“

nen ... Mir gefällt nicht, was ich über diese Schulkost gekostet habe.“

„Unsim, Petunia, ich bin damals in Smeltings immer satt geworden“, warf Onkel Vernon energisch ein. „Dudley kriegt genug, nicht wahr, mein Junge?“

Dudley, dessen Hintern zu beiden Seiten des Küchenstuhls herabhing, grinste und drehte sich zu Harry um.

„Gib mir die Pfanne.“

„Du hast das Zauberwort vergessen“, sagte Harry gereizt.

Dieser schlichte Satz hatte eine gewaltige Wirkung auf den Rest der Familie: Dudley riss den Mund auf und fiel mit einem klüchenschütternden Krachen vom Stuhl. Mrs Dursley stieß einen spitzen Schrei aus und schlug die Hände vor den Mund. Mr Dursley sprang vom Tisch auf, das Blut pulsierte wild in seinen Stirnadern.

„Ich habe ‚bitte‘ gemeint!“, setzte Harry rasch nach. „Und nicht –“

„HABE ICH DIR NICHT GESAGT“, tobte sein Onkel und besprühte dabei den Tisch mit Spucke. „DAS WORT MIT ‚ZIKOMMT MIR IN DIESEM HAUS NICHT VOR!‘“

„Aber ich –“

„WIE KANNST DU ES WAGEN, DUDLEY ZU BEDROHEN!“, brüllte Onkel Vernon und hämmerte mit der Faust auf den Tisch.

„Ich hab doch nur –“

„ICH HABE DICH GEWARNT! UNTER MEINEM DACH WILL ICH NICHTS VON DEINER ABNORMITÄT HÖREN!“

Harrys Blick wanderte vom purpurroten Gesicht des Onkels hinüber zur erschrockenen Tante, die sich mühte, Dudley wieder auf die Beine zu heben.

„Schon gut“, sagte Harry. „Schon gut ...“

⑤ "Mord - Erster Klasse"
Robin STEVENS

Je schlimmer die Lage scheint, desto dichter muss Daisy ans Geschehen.

Mr Daunt schob sich an ihr vorbei und führte die Anwesenden an, die aus dem Speisewagen strömten. Hinaus auf den Gang liefen wir, der bereits voller Leute war. Madame Melinda klopfte an die Tür von Mrs Daunts Abteil – also war es Mrs Daunt gewesen, die geschrien hatte – und brüllte: »Georgiana! Liebe Georgiana!« Hinter ihr war Mrs Vitellius und stand einen äußerst glaubwürdigen hysterischen Anfall aus, daneben die Gräfin, einen grimmigen Ausdruck im Gesicht. Mr Strange stand von Grauen gepackt und wie zu Eis erstarrt vor seinem Zimmer. Da rannte Jocelyn aus dem Speisewagen zu uns, wobei ihm seine Wagon-Lits-Mütze vom Kopf rutschte. Nur von Il Mysterioso fehlte jede Spur, wie ich bemerkte. Seine Tür war zu. Wo steckte er? Wie konnte er den Aufruhr nicht gehört haben?

»AUS DEM WEG!«, donnerte Mr Daunt und schob Madame Melinda beiseite (oder versuchte es zumindest – sie ist ziemlich solide gebaut, wie eine Matroschka, daher schwankte sie nur ein bisschen) und hämmerte an die Tür seiner Frau. »Georgie!«, rief er. Dann sauste er in sein eigenes Abteil und rüttelte an der Verbindungstür. »Hier ist abgesperrt! GEORGIE! Warum antwortet sie nicht?«

Er stürmte auf den Flur und schleuderte diese Worte Sarah entgegen, die missmutig an der Wand stand.

»Vorhin hat sie auch nicht reagiert«, sagte sie. »Wahrscheinlich schmollt sie. Sie hat den Schlüssel bei sich im Abteil.« Aber ausnahmsweise klang sie eher verängstigt als wütend.

»Ich werde die Tür aufbrechen«, verkündete Mr Daunt. »GEORGIE!«

»Warten – Sie – Sir – ich kann einen Schlüssel holen!«, keuchte Jocelyn noch immer außer Atem.

»Stecken Sie sich Ihren Schlüssel an den Hut!«, schnauzte Mr Daunt. Er nahm Anlauf – die Wangen rot, während das weiße Hemd im Licht der Flurbeleuchtung richtiggehend leuchtete – und warf sich mit voller Wucht gegen die Abteiltür. Unter lautem Krachen gab sie nach und er stolperte ins Zimmer. Madame Melinda flitzte hinterher – angesichts ihrer Größe ungewöhnlich flink – und eine Weile war der Eingang ganz verstellt. Mrs Vitellius versuchte, hineinzugelangen, genau wie die Gräfin, daher konnte ich nichts sehen – bis die Gräfin mit einem Aufschrei zurückwich und gegen mich prallte, während Mr Daunt schrie: »GEORGIE!«

Im Gesicht der Gräfin stand der blanke Horror. Madame Melinda kreischte auf und auch Jocelyn, der sich an mir vorbeidrängelte (was ich ziemlich unverschämt fand – ich wollte ja nur sehen, was los war), schrie. »Einen Arzt!«, rief er. »Einen Arzt, schnell!« Dann griff er nach der Notbremse und zog daran. Der Zug stieß einen Pfiff aus und kam unter dem Quietschen der Bremsen und einer Erschütterung, die uns alle aufgeregt durcheinanderrufend gegeneinanderwarf, allmählich zum Stehen. Der Orientexpress bebte und wackelte, bis er nach einer gefühlten Ewigkeit endlich stillstand. In der unheimlichen Stille, die eintrat, rauschte der Geist des Getöses noch immer in meinen Ohren und ich spürte, wie ich zitterte – es dauerte, bis ich begriff, dass ich unter Schock stand und nicht etwa vom Zug durchgeschüttelt wurde.

Daisy stand auf den Zehenspitzen, um über die Menge zu blicken. Auch Alexander reckte den Kopf, genauso neugierig

wie ich – was vielleicht der Grund dafür war, dass Daisy es, wie schon erwähnt, nicht ausstehen kann, irger Form von Konkurrenz zu haben) sagte: »Ach, zum Teufel!«, meine Hand packte und mich an allen anderen vorbei zur Tür von Mrs Daunts Abteil zerrte.

Da sah ich es.

Die Lampen im Zimmer waren aus, sodass nur aus dem Gang etwas Helligkeit hineinströmte. In diesem Lichtkegel kniete zur Hälfte Mr Daunt, der eine schlaffe Gestalt in den Armen hielt. Es war Mrs Daunt – ich erkannte sie an ihren Haaren und ihrem schönen Kleid. Allerdings waren sowohl die Haare als auch das Kleid sowie Mr Daunts weißes Hemd nun mit hellem Blut besudelt. Es war einfach überall, und so unfassbar viel... Im Licht erkannte ich außerdem den Abteilschlüssel und das Messer von Mr Strange, ebenfalls beide voller Blut.

Meine Knie wurden weich, was nicht gerade das feinste Benehmen für eine Detektivin ist, aber ich kann es nun nicht mehr ändern. Daisy musste mich stützen und drückte tröstend meinen Arm. Sie selbst war auffallend weiß und gleichzeitig gerötet, ihr Mund stand offen und ich fühlte durch den weichen Stoff ihres Kleids, wie ihr Herz schlug. Trotzdem gab sie keinen Laut von sich.

Madame Melinda war ebenfalls wie zur Salzsäule erstarrt – sie war zur Seite getaumelt und gegen die Verbindungstür zwischen Mrs und Mr Daunts Abteilen gesunken, wo sie ihren Schal wie einen Ball in der Hand knetete. Ihre Augenlider flatterten und sie sagte: »Georgie! Oh, Georgie!«

»Falls Sie vorhaben, in Ohnmacht zu fallen, gehen Sie lieber in mein Abteil«, knurrte Mr Daunt. »Na los, machen Sie die Tür auf.«

Madame Melinda rüttelte daran. »Es ist abgesperrt«, keuchte sie und fächerte sich Luft zu, bevor sie wiederholte: »Es ist *abgesperrt!*« Mit zitternden Fingern deutete sie auf das Schloss. Dann erst schob sie den Riegel beiseite und schob die Tür auf. »Beide Türen, diese und die Eingangstür, abgesperrt, von innen! Oh Gott! Die Geister waren hier, ich sage es Ihnen! Die Geister! Nichts sonst hätte in dieses Abteil kommen können!«

Eine ganze Reihe Leute keuchte erschrocken. In meinem Kopf drehte sich alles. Es stimmte. Ich hatte gesehen, wie Mr Daunt die Tür aufgebrochen, und auch, wie Madame Melinda den Zugang zum Nebenabteil entriegelt hatte. Doch wenn beide von innen verschlossen waren, wie hatte der Mörder entkommen können? Und wie hatte er die Türen hinter sich versperrt? Daisy und ich warfen uns einen vielsagenden Blick zu – und mir war klar, dass wir denselben Gedanken hatten. War das hier wirklich ein Rätsel um einen abgesperrten Raum, von denen wir in Daisys Büchern schon so viel gelesen hatten?

»WAS GEHT HIER VOR?«, brüllte Mr Daunt Jocelyn an.

»Sir«, presste Jocelyn heraus. »Ich weiß es nicht – das ist unmöglich. Keiner der Hauptschlüssel...«
meldet – ich muss meine Männer für...
nicht...« Dann eilte er in Richtung...
des Zugs davon und schrie: »Schlüssel! Zugbegleiter! Zeigt mir eure Schlüssel!«

Mrs Vitellius schluchzte und sank ohnmächtig und sehr dramatisch gegen den Türrahmen – wobei sie mich wie zufällig mit der Hand von meinem Ausguck wegschubste. Es hätte mich nicht wundern sollen, dass Mrs Vitellius uns

⑥ «Alea Hquariss - Der Ruf des Wassers
Tanya STEWNER

sen wir den Sturm abwarten. Der Wind ist ganz schön stark.«

»Ben ist noch im Deckshaus?«, fragte Alea.

»Klar. Aber dem passiert schon nichts, keine Sorge«, antwortete Sammy. »Er hat uns allerdings verboten, raufzukommen, bevor der Sturm vorbei ist.«

Alea schluckte. Ben schien den Sturm also doch nicht als ganz so belanglos einzuschätzen.

»Sollen wir Karten spielen?«, fragte Sammy.

Tess zuckte die Achseln. Aber plötzlich rang sie nach Luft, und ihre Augen weiteten sich. »Mein Akkordeon!«, stieß sie hervor. »Ich hab mein Akkordeon oben vergessen!«

»Oh.« Sammy zog die Nase kraus. »Das ist schlecht.«

Tess sprang auf. »Ich muss noch mal rauf!«

»Wir können jetzt nicht mehr hoch!« Sammy wollte sie zurückhalten, doch Tess lief wie von der Tarantel gestochen die Stufen hinauf. Gleich darauf hörten sie Tess' Schritte über sich, und Bens Stimme erklang. Alea konnte nicht verstehen, was er sagte, aber anscheinend schimpfte er mit Tess. Im nächsten Moment schwankte das Schiff stark. Alea klammerte sich erschrocken an die Sofalehne, und Sammy stützte sich an der Wand ab, während die Tür zum Salon auf- und zuschlug.

»Wir müssen die Tür zumachen!« Sammy sprang auf, wurde vom Wanken des Schiffes aber zum Stolpern gebracht und landete auf dem gegenüberliegenden Sofa.

»Kann das Schiff vom Wind umgeweht werden?«, rief Alea ängstlich. Die *Crucis* hatte sich richtig zur Seite geneigt!

»Nee«, entgegnete Sammy, obwohl die plötzliche Stärke des Sturms ihn ebenfalls zu irritieren schien.

Auf einmal schrie jemand an Deck. Alea zuckte zusammen. Es musste Ben sein, der da schrie – und er schrie Tess' Namen. Ein paar Sekunden später erklang Tess' Stimme, aber es waren keine Worte, sondern ein gellender Angstschrei.

Sammy und Alea starrten sich erschrocken an.

»Ich geh rauf!«, rief Sammy und stürzte nach oben.

Alea saß wie zur Salzsäule erstarrt da. Was passierte an Deck? Sie hörte schwere, schnelle Schritte, dann Rufe von Ben, von Sammy und einen weiteren Angstschrei von Tess.

Alea kam auf die Füße. Sie musste an Deck gehen! Tess war in Schwierigkeiten. Wenn Alea wirklich zu dieser Crew gehören wollte, dann durfte sie die anderen nicht im Stich lassen, wenn sie Hilfe brauchten. Natürlich war es gefährlich, aber es regnete ja nicht, es stürmte nur. Sie musste sich lediglich vor dem Spritzwasser schützen.

Alea lief in ihre Kajüte, warf sich ihren Regenmantel über, zog die Kapuze tief ins Gesicht und zerrte ihren Schirm aus der Reisetasche. Dann rannte sie durch den Salon, kletterte die Stufen hinauf, öffnete die Tür und spannte den Schirm auf. Der tosende Wind riss ihn ihr jedoch augenblicklich aus der Hand, ließ ihn durch die

Luft wirbeln und im hohen Bogen über Bord fliegen. Alea sah ihm mit offenem Mund nach.

»Nimm meine Hand!«, hörte Alea Ben schreien.

Ihr Kopf fuhr herum.

Ben stand an der Reling und streckte die Hand aus.

Da sah Alea, dass Tess auf der anderen Seite der Reling hing. Sie hing von außen am Schiff! Eine Sturmböe musste sie erfasst und über die Reling geschleudert haben! Offenbar hatte sie sich im letzten Moment festklammern können.

Ben hielt Tess mit einer Hand am Oberarm fest und streckte ihr die andere entgegen. Sie musste die Reling loslassen, damit er sie herüberziehen konnte. Doch ihre Finger krallten sich in die Stäbe, und ihr Gesicht war angstverzerrt – sie schien in Schockstarre zu sein.

Sammy stand neben seinem Bruder und redete auf Tess ein. Bestimmt versuchte er, sie zu überzeugen, loszulassen, damit Ben sie herüberziehen konnte. Aber Tess schien ihn noch nicht einmal zu hören. Ihre Augen starrten entsetzt ins Leere.

Alea stemmte sich gegen den Wind und stapfte los. Das Schiff schwankte, und Meerwasser lief in Bächen über die Planken, aber Aleas schwere Boots waren wasserdicht, und sie ließ sich nicht beirren. Plötzlich fühlte sie sich stark. Sie wusste nicht, woher dieses Gefühl kam, aber es ließ sie ihre Angst beiseiteschieben und sich hartnäckig durch den Sturm kämpfen. |

(+) „Der Hobbit“
J. R. R. TOLKIEN

Er bemühte sich, sehr früh zu erscheinen, jedenfalls im Augenblick und bis er das Schwert und den Hobbit herausbekommen, er wirklich ganz allein war, ob er gut schmeckte und ob er selbst wirklichen Hunger hatte. Rätsel waren das Einzige, über das er nachzudenken verstand. Rätsel zu stellen und sie zuweilen auch zu lösen war das einzige Spiel, das er jemals mit anderen seltsamen Höhlenbewohnern gespielt hatte – vor langer, langer Zeit, bevor er all seine Freunde verloren hatte und vertrieben worden war, bevor er einsam tief, tief in die Finsternis unter das Gebirge kriechen musste.

»Sehr gut«, sagte Bilbo, der sogleich zustimmte, um mehr über dieses Wesen herauszufinden – ob es allein, ob es wütend oder hungrig und ob es ein Freund der Orks war. »Ihr fragt zuerst«, sagte er, denn er hatte noch keine Zeit gefunden, sich ein Rätsel auszudenken. So zischte Gollum:

»Was hat Wurzeln, die keiner sieht,
ragt höher als Bäume
und Wipfelsäume,
wächst nie und treibt nicht
und reicht doch ins Licht?«

»Leicht!«, sagte Bilbo. »Berg vermutlich.«

»Leicht zu raten? Das Ding da muss einen Wettkampf mit uns machen, mein Schatzzz! Wenn mein Schatzzz fragt und es antwortet nicht, dann fressen wir es, mein Schatzzz. Wenn es uns fragt und wir antworten nicht, dann tun wir, was das Ding will, he? Wir zeigen ihm den Weg hinaus, gewiss!«

»In Ordnung!«, sagte er nicht zu widersprechen wagte und sich den Kopf zermarterte, denn er musste auf Rätsel kommen, die ihn vor dem Gefressenwerden bewahrten.

»Zweiunddreißig Schimmel auf einem roten Hang –
erst malmen sie,
dann stampfen sie
und warten wieder lang.«

Das war alles, was er sich ausdenken konnte – der Gedanke ans Fressen beschäftigte ihn sehr. Außerdem war es ein ziemlich altes Rätsel, das auch Gollum kannte, genauso wie ihr es kennt.

»Alter Mist!«, zischte Gollum, »Zähne! Ha, zweiunddreißig Zähne, mein Schatzzz! Aber wir haben nur sechs!« Dann fragte er sein zweites Rätsel:

»Schreit ohne Stimme,
fliegt ohne Schwinge,
beißt ohne Zahn,
murmelt und pfeift –
kein Mund hat's getan.«

»Einen halben Augenblick«, rief Bilbo, den noch immer der peinliche Gedanke plagte, gefressen zu werden. Glücklicherweise hatte er einmal etwas Ähnliches gehört. Nachdem er sich gesammelt hatte, fiel ihm die Antwort ein. »Wind! Wind natürlich«, sagte er und war so zufrieden, dass er auf der Stelle ein neues Rätsel ersann. Das wird die-

sem hässlichen kleinen Untergrundwesen ganz schön zu schaffen machen, dachte er.

»Das Auge im blauen Gesicht
sah ein Auge im grünen Gesicht.
›Sieht genau aus wie mein Auge‹,
sagte das erste Auge.
›Doch so tief unten blinzte ich nicht.
Ich stehe droben im blauen Gesicht.«

»Ss, ss, ss«, sagte Gollum. Er war nun schon eine so lange Zeit unter der Erde, dass er die Welt oben beinahe vergessen hatte. Aber gerade als Bilbo anfing zu hoffen, dass der Kerl nicht würde antworten können, kamen diesem Erinnerungen an längst vergangene Zeiten, als er noch mit seiner Großmutter in einem Loch in der Böschung eines Flusses gehaust hatte. »Ss, ss, ss, mein Schatz«, sagte er, »Sonne auf Gänseblümchen, jawohl, das bedeutet es.«

Aber diese ganz gewöhnlichen oberirdischen Alltagsrätsel langweilten Gollum. Auch erinnerten sie ihn an Tage, da er noch nicht so einsam und schleimig und hässlich war, und das verdarb ihm die Laune. Noch schlimmer – sie machten ihn hungrig. Deshalb versuchte er es diesmal mit einem schwierigeren und ungemütlicheren Rätsel:

»Man kann es nicht sehen, kann's nicht aufstören,
kann es nicht fressen und kann's auch nicht hören,
liegt hinter den Sternen und unterm Gestein,
rieselt in alle Höhlen hinein,

(8) "Dork diaries
Rachel Renée RUSSELL

MONTAG, 9. DEZEMBER

Unser Englischlehrer erinnerte uns heute daran, dass unser Moby-Dick-Aufsatz in neun Tagen fällig ist. Wir sollten den Roman schon im Oktober angefangen haben, aber ich war anderweitig beschäftigt gewesen.

In dem Buch geht es um einen riesigen Wal und einen mürrischen alten Seemann, der eine Handtasche und eine ganz schlechte Einstellung hat. Das ist NICHT gelogen!

Wie die meisten anderen dachte ich, Moby Dick wäre der Name des Kapitäns oder so was. Aber wie sich herausstellte, war es der Name des Wals. WER um alles in der Welt würde einen Wal Moby Dick nennen?!

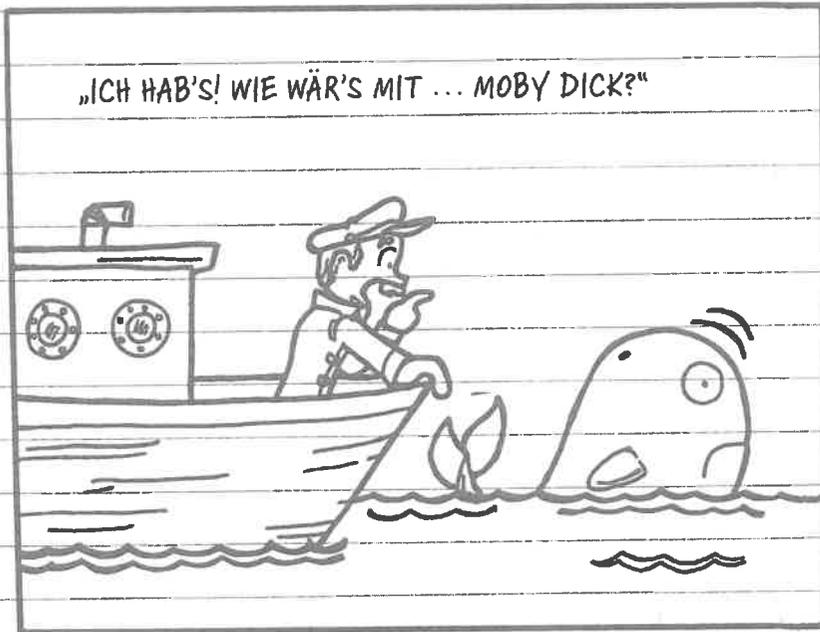
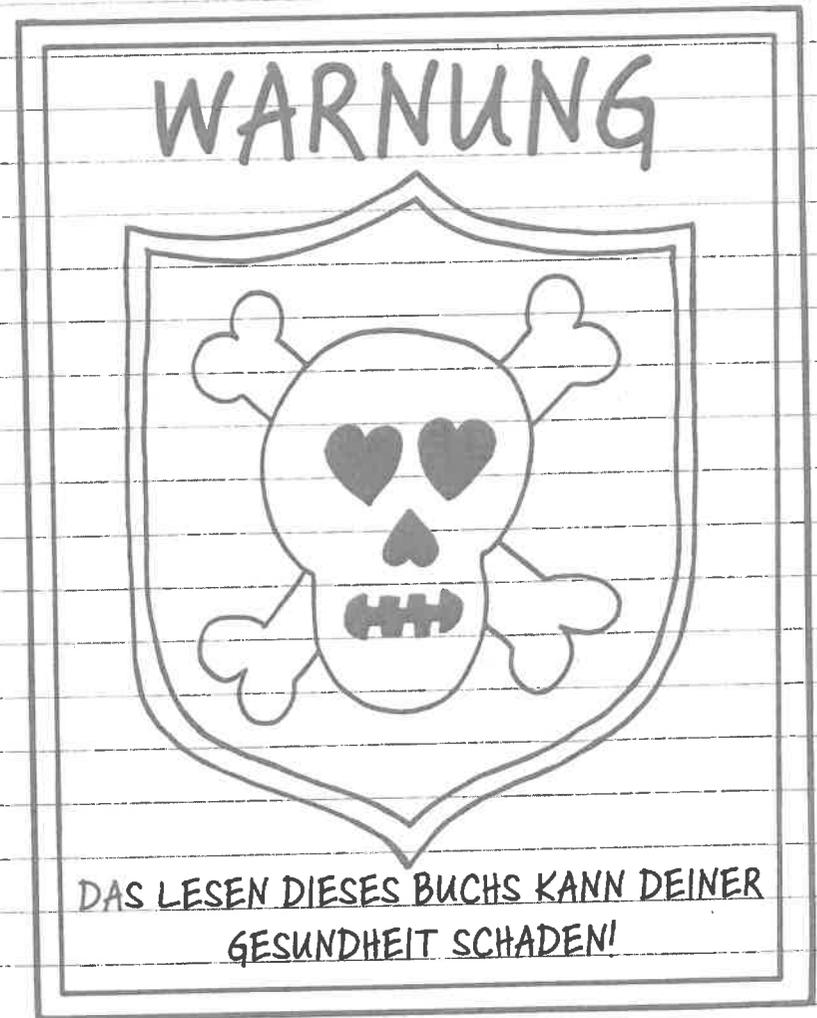
In unserem Aufsatz sollen wir besprechen, warum der Kapitän und der Wal Todfeinde sind. Aber um Zeit zu sparen, denke ich darüber nach, die Lektüre einfach zu überspringen und direkt mit dem Aufsatz loszulegen.

Hey, man muss keine Literaturwissenschaftlerin sein (oder das Buch lesen), um zu wissen, WARUM der Wal diesen Kerl wahrscheinlich umbringen wollte ...



Hey, wenn MICH meine Mom Moby Dick genannt hätte, wäre ich auch stinksauer gewesen.

Ich finde, solche verstaubten alten Klassiker sollten mit einem Aufkleber auf dem Buchdeckel versehen sein, auf dem steht:



WARUM?! Darum: *Moby Dick* war so unglaublich LANGWEILIG, dass ich, ohne es zu wollen, einschief, mit dem Kopf auf meinem Pult aufschlug und mir dabei fast eine Gehirnerschütterung zuzog ...!!

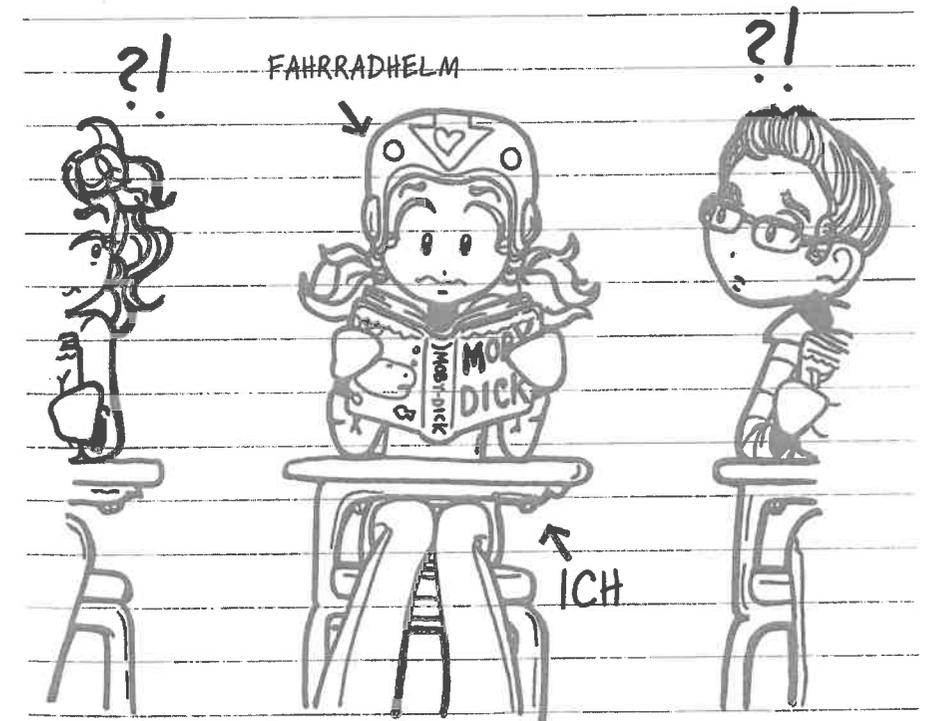


OH MEIN GOTT! Ich hatte einen großen blauen Fleck mitten auf der Stirn.

Und ich war nur bis zum ZWEITEN Satz gekommen!

Meiner Meinung nach sollten Schüler als zusätzliche Vorsichtsmaßnahme einen Kopfschutz tragen, während sie Bücher wie *Moby Dick* lesen.

Morgen werde ich im Unterricht meinen Fahrradhelm aufsetzen, um mich vor weiteren Kopfverletzungen zu schützen.



Obwohl ich superfertig war, weil der Aufsatz schon nächste Woche fällig war, freute ich mich total darauf, Brandon heute zu sehen.

Ich wollte ihm sagen, wie viel Spaß es mir gemacht hatte, mit ihm im Tierheim abzuhängen. Und dass er eines Tages ein toller Tierarzt werden würde.

Aber leider sah ich ihn in der Mittagspause nicht, und er war auch nicht in Bio.

Es war ein ganz merkwürdiger Zufall, dass ich mitbekam, wie Jessica und MacKenzie über Brandon tratschten, während ich auf dem Mädchenklo war.

Jessica sagte, man hätte ihn in der ersten Stunde ins Sekretariat gerufen, und er wäre wegen einer wichtigen Familienangelegenheit nach Hause gegangen. Na, das erklärte alles.

Und hört euch das an! MacKenzie meinte, es würde das Gerücht umgehen, Brandons Dad wäre ein reicher US-Diplomat in der französischen Botschaft und seine Mom eine französische Aristokratin.

Anscheinend lebte seine Familie zehn Jahre lang in Paris, aber er redet nie darüber, weil er wohl die Tatsache, dass er ein Prinz oder so was ist, geheim halten will. Und darum spricht Brandon auch fließend Französisch.

Dann meinte MacKenzie zu Jessica, sie sollte während ihres Sekretariatsdiensts einen Blick in Brandons Schulunterlagen werfen, um zu sehen, ob alle diese Gerüchte wahr sind.

Aber Jessica erwiderte, dass sie auf bestimmte Informationen keinen Zugriff hätte, weil sie auf einem besonderen Computer im Büro des Schuldirektors gespeichert waren.

Ich war schockiert und entsetzt, dass diese Mädels wirklich darüber redeten, in supervertraulichen Schülerunterlagen herumzuschneffeln.

Es war ja nicht so, als würde ich ihr Privatgespräch belauschen oder so was. Ich saß einfach nur in einer der Kabinen und kümmerte mich um meinen eigenen Kram.

Ich verspürte nur ganz zufällig das Bedürfnis, auf den Klositz zu klettern, mich auf die Zehenspitzen zu stellen und über den Kabinenrand zu spähen. Um, ihr wisst schon, frische Luft zu schnappen!

Anja UKAPAI

ZUVOR Memento Mori

»Lassen Sie die Finger davon, Mr Graham«, hatte Mr Linaker geraunt und auf die Gravur in der Schädeldecke gedeutet. »Memento Mori – erinnere dich, du bist sterblich.« Dann hatte er das braune Lederband mit dem Monokel auf die Stirn hochgeschoben und die Lederschatulle zuschnappen lassen. »An dieser Uhr klebt der Tod.«

Ihm fröstelte, als die Gardinen sich durch einen eisigen Luftzug weit aufbauschen.

Sir Arthur bemerkte nicht, dass die Uhren im Salon kurz darauf für knapp drei Minuten stehen blieben. Alle einunddreißig Uhren gleichzeitig. Alle, bis auf die Taschenuhr in seiner Hand. Ihm fiel auch nicht auf, dass einige Gegenstände auf seinem Schreibtisch plötzlich an anderer Stelle lagen und dass zwei seiner Pfefferminzbonbons fehlten, als die Uhren nach exakt zwei Minuten und siebenundvierzig Sekunden weiterliefen.

Als es an die Tür klopfte, ließ Sir Arthur hastig die Uhr zuschnappen und in seine Westentasche sinken. »Ja, bitte!«, rief er leise. Er hatte schon gewartet.

Die schwere Tür wurde geöffnet, und Elias Gridlock betrat den Raum. Er war kaum größer als das Kind, das neben ihm durch den Salon lief. Elias Gridlock, wie immer mit Fuchspelzmütze und in einem dunkelgrünen Tweedanzug, nickte ihm stumm zu.

Kleinen zu. »Jade, komm einmal her«, sagte er und streckte seine Hände nach dem Kind aus, das hier im weiträumigen Salon fast ein wenig verloren wirkte. Sie war nicht sonderlich groß, eher

»Das weißt du doch«, sagte das Mädchen erstaunt. »Ich werde morgen sechs Jahre alt.«

»Und was geschieht, wenn man sechs Jahre alt wird?«

»Man kommt in die Schule!« Ein Glänzen trat in ihre Augen.

»So ist es!«, rief Sir Arthur vergnügt. »Ich habe gute Neuigkeiten für dich, mein Kind. Du darfst in der Tat bald zur Schule gehen. Du wirst sogar dort wohnen. Nur in den Ferien kommst du zurück nach Graham Hall. Würde dir das gefallen?«

»Ja!«, sagte Jade, und sie strahlte über das ganze Gesicht. »Kommst du auch mit?«

»Nein, Jade. Du bist nun groß genug, die Dinge alleine zu schaffen. Ich bin alt und müde. Eines Tages werde ich nicht mehr hier sein.«

Das freudige Glänzen in Jades Augen war verschwunden. Dennoch nickte sie brav. Nur ihr Mund blieb zu einer dünnen weißen Linie zusammengedrückt.

»Nun habe ich noch einen Wunsch, Jade. Ich möchte dir etwas geben und dich bitten, immer gut darauf aufzupassen.«

Das Kind sah ihn fragend an.

»Dies hier ...« Sir Arthur zog die Kette mit dem silbernen Totenkopfhänger aus seiner Tasche.

Jade machte erschrocken einen Schritt zurück.

»Komm, Jade, komm und schau es dir ruhig an«, sagte er. »Dies hier ist keine gewöhnliche Kette. Es ist eine Taschenuhr. Sieh!

»Diese Uhr darf nie stehen bleiben. Das heißt, dass sie einmal am Tag aufgezogen werden muss. Glaubst du, du kannst diese Verantwortung übernehmen, Jade? Willst du mir versprechen, dass du es nie, niemals vergisst?«

Jades Herz klopfte bis zum Hals, als sie die Uhr betrachtete. Der Totenkopf machte ihr Angst. Sie sah auf und nickte. »Ja, ich verspreche es.«

Elias Gridlock legte die Uhr zurück in Jades Hände, strich mit einer väterlichen Geste ihre Zöpfe nach hinten und sah sie ernst an. »Ich möchte dir keine Angst machen. Aber du darfst es nie vergessen. Wenn diese Uhr stehen bleibt, hört ein Herz auf zu schlagen.«

10) "Tier aus Stein, Tier aus Gold"
Lilli THAL

Zu einer Zeit, als die Götter noch auf der Erde wandelten.
Zu einer Zeit, als man bald Mensch, bald Tier sein konnte.
Zu einer Zeit, als die Träume von den Göttern kamen.
Oder von Dämonen.



Das Haus der Göttin

Hoch über einer Bucht stand ein Tempel, der in ganz Helladien für seine Schönheit und Heiligkeit gerühmt wurde. Zahllose Pilger fuhren übers Meer zu ihm, und schon von ihren Schiffen aus sahen sie die weißen Säulen und die goldenen Giebel leuchten. Von Sonnenaufgang bis tief in die Nacht legten die Schiffe im Hafen an, stiegen die Wallfahrer die ausgetretenen Stufen zu den Säulenhallen hinauf. Wohlgenährte Kaufleute, reiche Gutsbesitzer, Adelsfamilien mit einem Tross von Sklaven und Sänfenträgern, dazwischen vereinzelt barfüßige Bauern und Tagelöhner, die sich die Pilgerfahrt vom Mund abgespart hatten und untertänig Abstand zu den vornehmen Besuchern hielten.

Ausnahmslos alle Pilger brachten Weihegaben, so unterschiedlich wie ihr Herkommen: von den Zwiebeln und Rettichen der Armen bis zu den fetten Schafen und Rindern, die die Reichen hinauf zu den Altären führten.

Das Haus der Göttin wurde der Tempel genannt, und kein Pilger, ob reich oder arm, hegte auch nur den geringsten Zweifel daran, dass die Göttin wirklich in ihrem prachtvollen Tempel wohnte und in unsichtbarer Gestalt zwischen den Säulen und Altären um-

herwandelte. Auch die Priester und Tempeldiener in ihren roten Roben waren felsenfest davon überzeugt, dass die Erhabene sich vom Rauch und Blut der üppigen Tieropfer nährte und zur Stunde des Orakels aus ihrer silbernen Statue wisperte.

Sie irrten sich alle.

Wäre jemals einer von ihnen auf die Idee gekommen, einmal *hinter* der hohen Tempelmauer weiterzugehen, sich dabei von einer schwarzen Wildnis voller Dornengestrüpp und Schlangen nicht abschrecken zu lassen – er hätte das wahre Haus der Göttin entdecken können, keine Meile vom Tempel entfernt.

Eine Lichtung war es, ein paradiesischer Ort, tief im Wald verborgen. Hier gab es keine Mauern, weder Säulen noch Altäre. Auch keine Jahreszeiten, denn hier herrschte immer Frühling, das Gras blieb für immer frisch und jung. Wenn die Göttin zusammen mit ihrer Schar von Faunen und Nymphen in ihrem irdischen Haus einkehrte, war die Lichtung erfüllt von himmlischen Freuden, ein einziges großes Tanzen, Lachen und Lieben.

Ab und zu, wenn der Wind vom Tempel her wehte, drang näselnder Priestergesang an das Ohr der Göttin. Dann lachte sie vergnügt, während sie mit ihren Nymphen im kühlen Quellwasser badete, so wie man über einen Zaubertrick oder ein komisches Theaterstück lacht.



Hinter dem Tempel

Nach seiner ersten Fahrt übers Meer war Ion übel. Der steinerne Boden des Tempels schien zu schwanken wie zuvor der hölzerne Schiffsboden, die vielen Hundert weiß gekleideten Pilger in der Opferhalle machten ihn zusätzlich schwindlig.

Um sich abzulenken, betrachtete er die silberne Statue der Göttin. Sie war so hoch wie fünf Menschen, ihr geflochtenes Haar mit dem Diadem schien die Decke der Halle zu berühren. Mit riesigen türkisen Augen sah sie auf die Pilgerschar herab, schimmernd und mächtig, zum Fürchten geradezu und dabei wunderschön. Beim Orakel sprach sie zu den Priestern, hatte die Mutter ihm erzählt, und angeblich konnte sie sich auch bewegen. Solange Ion hinsah, blieb sie jedenfalls still und starr.

Er tastete nach dem Messer in seiner Tasche. Unmittelbar nach der Landung hatte er wohl wirklich elend ausgesehen, sonst hätte der sonst so knausrige Lysias ihm niemals ein Messer an einem der Souvenirstände vor dem Tempel gekauft. Es war nur Spielzeug und mit einer weichen Messingklinge ausgestattet, aber es gehörte ihm, sein erstes eigenes Messer überhaupt. Jetzt befühlte er glücklich den Griff und die Klinge und fühlte sich gleich ein wenig besser.

11 „Ella auf Klassenfahrt“
Timo PARVELA

Ich heiße Ella. Ich bin in der zweiten Klasse. Meine Klasse ist sehr nett, und unser Lehrer ist auch sehr nett. Nur neulich auf dem Flughafen, als wir mit der ganzen Klasse wegfliegen wollten, war er ein bisschen nervös.

Daran war wahrscheinlich Pekka schuld. Er verschwand nämlich genau in dem Moment, als wir losrennen wollten, um unseren Flug nicht zu verpassen. Zum Glück konnten wir alle sehen, wohin er verschwand: Pekka fuhr auf einem Laufband durch eine Luke mit schwarzen Fransen. Kurz vorher waren unsere Koffer auf demselben Laufband durch dieselbe Luke gefahren. Und gerade als sein Koffer verschwunden war, fiel Pekka sein Reisepass ein. Wir anderen hielten unsere Pässe natürlich in der Hand. Wir reisten schließlich ins Ausland. Pekka ist unser Klassen-dussel.

»Das Laufband ist nicht für Kinder da, sondern ausschließlich für Gepäck«, sagte eine Flughafentante zu unserem Lehrer.

»Nun, dann wissen wir jetzt wenigstens, was der Unterschied zwischen dem Laufband und mir ist«, seufzte unser Lehrer.

»Wie bitte!«, fragte die Tante.

»Im Unterschied zu dem Laufband bin ich ausschließlich für Kinder da. Und eins davon, ein gewisser Pekka, ist gerade auf dem Laufband durch die Luke verschwunden«, erklärte der Lehrer.

»Wie ich schon sagte: Das Laufband ist ausschließlich für Gepäck«, sagte die Flughafentante streng.

»Und wohin fhrt es?«, mischte sich die Frau des Lehrers ins Gespräch. Sie reiste auch mit uns ins Ausland, damit der Lehrer eine Unterstützung hatte.

»In die Gepckhalle. Dort werden die Gepäckstücke sortiert und auf die richtigen Flugzeuge verteilt«, erklärte die Tante.

»Und wie wär's, wenn wir den Vorfall einfach vergessen würden?«, fragte der Lehrer. »Wie viel müsste ich bezahlen, damit sie Pekka in ein Flugzeug nach Indien sortieren?«

Das fanden wir alle seltsam, weil wir ja wussten, dass wir keine Reise nach Indien machten. Wir reisten in ein ganz anderes Land. Jetzt in der Aufregung konnte sich nur keiner erinnern, wie es hieß.

⑫ „Teestunde mit Todesfall“
Robin STEVENS

Ich mochte den selbstgefälligen, unhöflichen Mr Curtis kein Stück, beschloss ich, und so wie Daisy neben mir vor Zorn kochte, war deutlich, dass es ihr genauso ging. Sein Tonfall, in dem andauernd nur Spott mitzuschwingen schien, als würde er einen Witz erzählen, den nur Eingeweihte verstanden, und die Art, wie sich die Wangen von Daisys Mutter röteten ... Etwas ging hier vor.

Als sich die Haustür unter lautem Knarzen erneut öffnete, drehten sich sämtliche Anwesende um.

»Hallo!«, sagte Kitty. »Wir haben geklopft, aber es ist niemand gekommen. Küken kann ihren Koffer nicht heben, also steht er noch immer draußen. Sind wir etwa zu spät?«

6

Eine Zeitlang dachte ich, die Hausgesellschaft wäre komplett – doch dann, kurz nachdem wir das Mittagessen beendet hatten (kaltes Hühnchen mit Kartoffeln, gefolgt von einem herrlich saftigen Rhabarbernachtisch), traf der letzte Gast ein. Mit Glanz und Gloria kam er in einem blitzend silbernen Wagen mit einer Schnauze wie von einer Weltraumrakete bis vor die Eingangstür gedüst, ließ den Motor laufen, sprang aus dem Sitz und stürmte winkend und rufend zum Haus. Es war Lady Hastings' Bruder, Daisys Onkel Felix, der ebenso jung und glamourös aussah wie seine Schwester.

An der Deepdean machen dermaßen viele Gerüchte über ihn die Runde – dass er ein Geheimagent sei, dass er im Alleingang ganz Großbritannien gerettet habe, zweimal, und dafür ein Dankeschreiben vom König persönlich er-

halten habe –, ~~das~~ diese erste Begegnung mit ihm vor- kam wie das Treiben mit einer Figur aus einem Buch. Dass er gefährlich große Ähnlichkeit mit einem der besser ausse- henden Helden eines Spionageromans hatte, war auch keine große Hilfe. Sein blondes Haar war mit Pomade nach hin- ten gekämmt, sein Anzug war perfekt gebügelt, er hatte ein hinreißend farbiges Seidentuch im Knopfloch und ein klei- nes funkelndes Monokel im linken Auge klemmen.

Er überließ das Automobil O'Brian, der es zum alten Stall fuhr, und flitzte zu uns vieren die Stufen hinauf (Kitty glotz- te ihn an, wie ich es gerne getan hätte, und Küken platzte vor Aufregung ein »Ooh!« heraus), bückte sich und gab Daisy einen Handkuss. »Hallo, Daisy«, sagte er und zwinkerte ihr zu.

»Hallo, Onkel Felix«, sagte Daisy, knickste und zwinkerte zurück.

Onkel Felix schien grundsätzlich zu wissen, was die Situa- tion erforderte. Er küsste auch meine Hand, genau wie die von Kitty und Küken – Kitty geriet ganz schön ins Schwan- ken (um ein Haar wäre es mir nicht anders ergangen). Dann eilte er durch Fallingford, um alle anderen zu begrüßen. Er gab Toastie und Millie einen behutsamen Klaps auf den Po, boxte Bertie liebevoll gegen die Schulter, schüttelte Stephen die Hand, küsste Lady Hastings behutsam auf die Wange, klopfte Lord Hastings auf den Rücken und verneigte sich vor Tante Saskia. Mr Curtis erhielt lediglich einen äußerst steifen und kühlen Händedruck – begleitet von einem durchdringenden, abschätzenden Blick. Sie nebeneinander zu sehen, machte mir umso deutlicher, wie fehl am Platz Mr Curtis hier war. Einer war gutaussehend wie der andere, doch Mr Curtis war ungeheuer dreist, unhöflich und inner-

lich verdorben, während Onkel Felix auf eine Art zu strahlen schien, die einen dazu brachte, ihn ohne Unterbrechung anstauen zu wollen.

Mr Curtis murmelte etwas von wegen, er wolle sich oben die Gemälde anschauen, und schlenderte davon, während Daisy sich auf die Zehenspitzen stellte und Onkel Felix verärgert etwas ins Ohr flüsterte. Ohne Zweifel berichtete sie ihm über die Ankunft von Mr Curtis. Er hob eine Augenbraue – selbst seine Brauen waren elegant – und erwiderte etwas mit gedämpfter Stimme.

»Er meint, ich soll mir keine Sorgen machen«, wisperte Daisy, als sie sich hinter mich stellte. Dabei war die berühmte Falte über ihrer Nase aufgetaucht, die immer erscheint, wenn sie sich Sorgen macht. »Er sagt, es sei nichts weiter. Onkel Felix täuscht sich so gut wie nie, aber trotzdem ... Du weißt, was ich meine.«

Ich nickte. Wie *nichts* war es mir nicht vorgekommen.

»Immerhin ist er jetzt hier«, sprach Daisy weiter, als sie ihrem Onkel nachblickte, der die Treppe zu seinem Zimmer hinaufging. »Er wird dafür sorgen, dass alles in Ordnung kommt ... Zumindest ... Ach, ich finde das blöd! Warum hat er mir nicht einfach geglaubt? Das sieht ihm gar nicht ähnlich!« Sie verschränkte die Arme vor der Brust und zog die Nase umso krauser. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

Komischerweise war die einzige Person, bei der Onkel Felix seine guten Manieren zu vergessen schien, Miss Alston. Sie trafen im Gang aufeinander, als Miss Alston uns zum Nachmittagsunterricht abholen kam: Sobald Miss Alston ihn erblickte, wurde sie ganz verlegen und steif. Ihre Unbeholfen-

heit schien ihn anzustecken, und so schüttelten sie wie zwei Automaten die Hände, Onkel Felix spähte durch sein Monokel und Miss Alston reckte das Kinn vor.

»Daisys Onkel, wie ich annehme«, sagte Miss Alston kühl. »Es ist mir ein Vergnügen. Wenn Sie mich nun entschuldigen würden – kommt, Mädchen ...«

Sie schritt Richtung Musikzimmer davon und wir hatten keine andere Wahl, als ihr zu folgen. Als ich mich noch einmal umblickte, sah ich, wie Onkel Felix mit erhobenen Augenbrauen ins Leere starrte. Er schien reichlich amüsiert, auch wenn ich keinen Anlass dazu sah. War Miss Alston tatsächlich immun gegen seinen Charme? Diese Frau wirkte immer seltsamer. Und warum hatte er sie nicht ebenso höflich begrüßt wie den Rest von uns? Ich hatte den Eindruck, die beiden waren sich nicht recht grün – nur warum? Ein weiteres Rätsel an einem Wochenende, das mehr als rätselhaft werden sollte.

An diesem Abend zogen wir, Daisy, Kitty, Küken und ich, uns fürs Abendessen im Kinderzimmer im Obergeschoss um. Das Kinderzimmer ist Daisys Reich – und hier waren wir alle während unseres Besuchs einquartiert. Es war wirklich merkwürdig, unsere besten, feinsten Kleider in solch einem schäbigen alten Raum zu tragen: Die gemusterte Tapete löste sich in Streifen von der Wand, die Flickenteppiche waren ausgefranst und die Bettgestelle voller Dellen, als hätte man sie mit einem Hammer bearbeitet. Unsere Gesichter und Arme wurden vom Licht mehrerer Kerzenhalter erhellt,